

Aus Freude am Lesen

Ante Valdemar Roos, 59 Jahre alt, ist der Prototyp des Langweilers: grau, unauffällig, in zweiter Ehe mit Alice verheiratet, seit mehr als zwanzig Jahren als Ingenieur in einer Firma beschäftigt, die mittlerweile nur noch Thermoskannen herstellt. Roos ist unzufrieden mit sich, dem Leben, seiner Ehe – bis eines Tages ein kleines Wunder geschieht. Er gewinnt im Toto. Doch anstatt seine Freude groß hinauszuposaunen, beginnt er ein Doppelleben in einem abgelegenen Häuschen im Wald. Doch schon bald wird die Idylle gestört – und Inspektor Barbarotti hat einen Mordfall zu klären ...

HÅKAN NESSER, geboren 1950, ist einer der beliebtesten Schriftsteller Schwedens. Für seine Kriminalromane erhielt er zahlreiche Auszeichnungen, sie sind in über zwanzig Sprachen übersetzt und mehrmals erfolgreich verfilmt worden. »Das zweite Leben des Herrn Roos« ist der dritte Band der Serie um Inspektor Gunnar Barbarotti. Håkan Nesser lebt derzeit in London und auf Gotland.

Håkan Nesser

Das zweite Leben
des Herrn Roos

Roman

*Aus dem Schwedischen
von Christel Hildebrandt*

btb

Die schwedische Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel »Berättelse om herr Roos« bei Albert Bonniers, Stockholm.

Das Zitat auf S. 6 stammt aus: Per Petterson, *Pferde stehlen*.
Aus dem Norwegischen von Ina Kronenberger
© 2006 Carl Hanser Verlag, München.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Pamo House*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe August 2011

Copyright © 2008 by Håkan Nesser

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2009 by btb Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagcollage: semper smile unter Verwendung einer Vorlage
von Jan Biberg

Umschlagmotiv: Raul Belichon / Gallery Stock

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

SL · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74243-1

www.btb-verlag.de

Einleitende Bemerkung

Die Städte Kymlinge und Maardam existieren nicht wirklich. Im Gegensatz zum rumänischen Schriftsteller Mircea Cărtărescu, der im vorliegenden Buch mehrmals zitiert wird.

»Mein ganzes Leben lang habe ich mich nach einem Ort
wie diesem hier gesehnt.«

Per Petterson, *Pferde stehlen*

I

Am Tag, bevor sich alles veränderte, hatte Ante Valdemar Roos eine Erscheinung.

Er ging mit seinem Vater durch einen Wald. Es war Herbst, und sie hielten einander an der Hand; das Sonnenlicht sickerte durch die hoch aufragenden Nadelbaumkronen, sie folgten dem niedergetretenen Pfad, der sich zwischen Preiselbeerestrüpp und bemoosten Steinen schlängelte. Die Luft war klar und frisch, ab und zu roch es nach Pilzen. Er war wohl fünf oder sechs, in der Entfernung waren Vögel zu hören und das Bellen eines Hundes.

Hier ist das graue Moor, sagte sein Vater. Hier steht oft der Elch.

Es war in den Fünfzigerjahren. Sein Vater trug eine Lederweste und eine karierte Mütze, jetzt nahm er sie ab, ließ die Hand seines Sohns los und wischte sich mit dem Hemdsärmel die Stirn ab. Er holte die Pfeife und seinen Tabak heraus und fing an, die Pfeife zu stopfen.

Schau dich um, Valdemar, mein Junge, sagte er. Besser als jetzt wird das Leben nie mehr. Niemals besser als jetzt.

Er war sich nicht sicher, ob das wirklich passiert war. Ob das eine richtige Erinnerung war oder nur ein Bild, das aus dem geheimnisvollen Brunnen der Vergangenheit auftauchte. Eine Sehnsucht nach etwas, das es vielleicht nie gegeben hatte.

Und ausgerechnet heute, mehr als fünfzig Jahre später,

saß er auf einem sonnenwarmen Stein neben seinem Auto, schloss die Augen in der Sonne und fragte sich, was nun Wahrheit war und was Schein. Es war August, und seine Mittagspause war in einer halben Stunde zu Ende. Sein Vater war 1961 gestorben, als Valdemar erst zwölf Jahre alt gewesen war. Wenn er zurückdachte, tauchten oft Erinnerungsfetzen auf, die ein Hauch von Idyll umgab. Meist dachte er, dass es nicht erstaunlich wäre, wenn diese oder jene Szene nie stattgefunden hätte. So im Nachhinein betrachtet.

Doch diese Worte hatten echt geklungen, er hatte nicht das Gefühl, als hätte er es selbst erfunden.

Besser als jetzt wird das Leben nie mehr.

Und an die Mütze und die Weste konnte er sich noch deutlich erinnern. Er war fünf Jahre jünger als ich jetzt, als er starb, dachte er. Vierundfünfzig, älter wurde er nicht.

Er trank den letzten Schluck Kaffee und setzte sich dann hinters Lenkrad. Drehte den Sitz so weit es ging nach hinten und schloss erneut die Augen. Kurbelte die Seitenscheibe herunter, damit ihn der sanfte Wind erreichen konnte.

Schlafen, dachte er, ich schaffe es noch, eine Viertelstunde zu schlafen.

Vielleicht sehe ich noch einmal diese Erscheinung im Wald. Vielleicht passiert etwas anderes Schönes.

Die Firma Wigmans Elektriska stellte Thermoskannen her. Zu Beginn, Ende der Vierziger und bis in die Achtziger hinein, hatte die Palette aus verschiedenen elektrischen Produkten bestanden, wie Ventilatoren, Haushaltsgeräte und Haartrockner, aber seit den Siebzigerjahren hatte man begonnen, Thermoskannen zu produzieren. Schuld an dieser Veränderung war in erster Linie die Tatsache, dass sich der Firmengründer, Wilgot Wrigman, in Verbindung mit einem Transformatorenbrand im Oktober 1971 buchstäblich in Rauch aufgelöst hatte. Was einer Firma für Elektrogeräte ein schlechtes Image verleiht. Die

Leute vergessen nicht so schnell. Doch der Name wurde beibehalten, es gab Stimmen, die behaupteten, Wrigmans Elektriska sei ein Begriff. Die Fabrik lag in Svartö, einige Kilometer nördlich von Kymlinge, man hatte an die dreißig Beschäftigte, und Ante Valdemar Roos arbeitete als kaufmännischer Leiter seit 1980 dort.

Achtundzwanzig Jahre bis heute. Jeden Tag vierundvierzig Kilometer mit dem Auto; und wenn man außerdem vierundvierzig Arbeitswochen im Jahr rechnete – wenn man schon mal bei Zahlenspielen war – und dazu fünf Tage in der Woche, dann wurden das 271 040 Kilometer, was ungefähr einer siebenfachen Erdumkreisung entsprach. Die weiteste Reise, die Valdemar in seinem Leben gemacht hatte, war auf die griechische Insel Samos gegangen, das war im zweiten Sommer mit Alice gewesen und inzwischen zwölf Jahre her. Man konnte über die Zeit sagen, was man wollte, auf jeden Fall verging sie.

Aber es gab noch eine andere Art von Zeit. Ante Valdemar Roos stellte sich nämlich häufiger vor, dass es zwei stark voneinander abweichende Zeitbegriffe gäbe.

Die Zeit, die dahinraste – die einen Tag dem anderen hinzufügte, eine Falte zur anderen und ein Jahr zum nächsten –, an der war nicht viel zu ändern. Da hieß es nur nach bestem Vermögen dranzubleiben, wie die jungen Hunde an einer läufigen Hündin und die Fliegen an einem Kuharsch.

Mit der anderen Zeit, der immer wiederkehrenden, war es etwas anderes. Sie war langsam und zäh von ihrem Charakter her, manchmal geradezu stillstehend, zumindest konnte es den Anschein erwecken; wie diese zähen Sekunden und Minuten, wenn man als Siebzehnter vor einer roten Ampel an der Kreuzung Fabriksgatan-Ringvägen steht und wartet. Oder wenn man eine halbe Stunde zu früh aufwacht und ums Verrecken nicht wieder einschlafen kann – einfach seitlich im Bett liegt, den Wecker auf dem Nachttisch beobachtet und mit der Dämmerung eins wird.

Und sie war Gold wert, diese ereignislose Zeit, je älter man wurde, umso deutlicher trat einem das vor Augen.

Die Pausen, dachte er häufig, es sind die Pausen zwischen den Ereignissen – und während sich das Eis in einer Novembarnacht über den See legt, wenn man ein wenig poetisch sein möchte –, in denen ich mich zu Hause fühle.

In denen solche wie ich sich zu Hause fühlen.

Er hatte nicht immer so gedacht. Eigentlich erst im letzten Jahrzehnt. Es hatte sich wohl irgendwie eingeschlichen, aber er war sich dessen erst bei einer ganz gewissen Gelegenheit bewusst geworden – erst dann hatte er es in Worte fassen können. Das war an einem Tag im Mai vor fünf Jahren gewesen, als das Auto plötzlich zwischen Kymlinge und Svartö seinen Geist aufgegeben hatte. Es war morgens gewesen, ein paar Minuten, nachdem er die Kreuzung an der Kvartofta-Kirche passiert hatte. Valdemar war an den Straßenrand gerollt, hatte ein paar Mal versucht, wieder zu starten, aber absolut vergebens. Als Erstes rief er Red Cow an und teilte ihr mit, dass er später kommen werde, anschließend den Straßendienst, der versprach, innerhalb einer halben Stunde mit einem Leihwagen bei ihm zu sein.

Es wurden dann anderthalb, und während dieser neunzig Minuten, während Valdemar dort hinter dem Lenkrad saß und die Vögel beobachtete, die unter dem hohen Maimorgenhimmel ihre Kreise zogen, das Licht, das über den Äckern Hof hielt und die Adern auf seinen Händen, durch die das Blut mit Hilfe seines treuen alten Herzens gepumpt wurde, da begriff er, dass es diese Augenblicke waren, in denen sich seine Seele einen Platz in der Welt suchte. Genau dann.

Es bekümmerte ihn nicht, dass der Abschleppwagen sich verspätete. Es störte ihn nicht, dass Red Cow anrief und fragte, ob er etwa stiften gegangen sei. Er spürte keinerlei Bedürfnis, mit seiner Ehefrau oder sonst einem anderen Menschen zu sprechen.

Ich hätte lieber eine Katze werden sollen, hatte Ante Valdemar Roos gedacht. Verdammt und zugenäht, so eine dicke Bauernkatze in der Sonne auf dem Hofplatz, das wäre was gewesen.

Er dachte auch jetzt an eine Katze, als er aufwachte und auf die Uhr schaute. Die Mittagspause würde in vier Minuten um sein, höchste Zeit, sich zurück zu Wrigmans zu begeben.

Das brauchte nicht mehr als zwei Minuten, er hatte diese geschützte Lichtung vor einem Jahr gleich hinter einem unbefahrenen Waldweg gefunden, nur ein paar Steinwürfe von der Fabrik entfernt. Manchmal machte er einen Spaziergang hierher, aber meistens nahm er das Auto. Er schlief gern ein Viertelstündchen, und da war es schön, einfach die Rückenlehne herunterzukurbeln und einzudösen. Ein auf der Erde schlafender Mann am Waldrand hätte Verdacht erregen können.

Der Personalraum von Wrigmans Elektriska maß so um die fünfzehn Quadratmeter, war mit dunkelbraunem Linoleum und lila Laminat bedeckt, und nachdem er ungezählte Mittagspausen dort verbracht hatte, hatte Ante Valdemar Roos eines Nachts einen Traum gehabt, in dem er tot war und in die Hölle kam. Es musste 2001 oder 2002 gewesen sein, der Teufel hatte ihn persönlich in Empfang genommen, hatte dagestanden und dem neu eingetroffenen Gast mit seinem charakteristischen, hämischen Lächeln die Tür aufgehalten, und der Raum dahinter war exakt der Aufenthaltsraum von Wrigmans gewesen. Red Cow hatte bereits in ihrer üblichen Ecke mit ihren Mikrowellennudeln und ihrem Horoskop gesessen, und sie hatte nicht einmal ihren Blick gehoben, geschweige denn ihm zugenickt.

Vom nächsten Tag an war Valdemar dazu übergegangen, Butterbrote, Joghurt und Kaffee an seinem Schreibtisch zu sich zu nehmen. Oder Banane und ein paar Pfefferkuchen, die er in seiner obersten rechten Schreibtischschublade verwahrte.

Und inzwischen, zumindest bei passablem Wetter, nahm er also gern den Wagen, um sich eine Stunde oder fünfzig Minuten davonzustehen.

Red Cow fand, er wäre ein Sonderling, daraus machte sie keinen Hehl. Wobei das nicht nur seine Essensgewohnheiten betraf, aber er hatte gelernt, es zu ignorieren.

Mit den anderen verhielt es sich übrigens genauso. Nilsson, Tapanen und Walter Wrigman selbst. Die das Büro bevölkerten. Ihm war klar, dass sie ihn für einen unmöglichen Kerl hielten, er hatte Tapanen genau diesen Begriff benutzen hören, als er mit jemandem am Telefon sprach und glaubte, ungestört zu sein.

Ja, du weißt schon, dieser Valdemar Roos, das ist ein unmöglicher Kerl, man kann seinem Schöpfer nur danken, dass man nicht mit so einem verheiratet ist.

Mit so einem? Valdemar parkte auf seinem üblichen Platz neben den verrosteten Containern, die eigentlich schon seit Mitte der Neunziger hatten abtransportiert werden sollen. Tapanen war nur zwei Jahre jünger als er und arbeitete fast schon genauso lange bei Wrigmans. Hatte vier Kinder mit derselben Frau, war aber seit einiger Zeit geschieden. Setzte auf Pferde und hatte die letzten achtzehnhundert Wochen behauptet, es wäre nur eine Frage der Zeit, wann er die dicke Kohle einsacken würde und sich aus dieser verfluchten, mottenzerfressenen Firma würde verabschieden können. Er achtete immer darauf, das so zu verkünden, dass Walter Wrigman es hören konnte, und der geschäftsführende Direktor pflegte daraufhin seine Portion Snus unter der Oberlippe zu verschieben, sich mit der Hand über die Glatze zu streichen und zu erklären, dass ihn nichts mehr freuen würde. Absolut nichts.

Valdemar hatte Tapanen noch nie leiden können, nicht einmal zu der Zeit, als er Leute noch schätzte. Er hatte etwas Kleingeistiges und Ekliges an sich. Valdemar fand, er gehörte zu dieser Art von Menschen, die ihren Kameraden im Schüt-

zengraben im Stich ließen. Er wusste nicht genau, was das bedeutete, und auch nicht, woher er dieses Bild hatte, aber es haftete Tapanen auf gleiche Weise an wie eine Warze einem Warzenschwein.

Nilsson dagegen mochte er. Der Nordländer mit dem krummen Rücken verbrachte zwar die meiste Zeit draußen auf den Straßen, aber ab und zu saß er auch auf seinem Platz rechts von Red Cows Glaskasten. Er war nicht älter als vierzig, mittlerweile wohlgemerkt, früher war er noch jünger gewesen; er war schweigsam und freundlich, verheiratet mit einer noch schweigsameren Frau aus Byske, oder war es Hörnefors? Sie hatten fünf oder sechs Kinder und waren Mitglieder in irgendeiner dieser freien Kirchen, Valdemar konnte sich nie merken, in welcher. Nilsson hatte ein halbes Jahr vor der Jahrtausendwende bei Wrigmans angefangen, als Nachfolger von Lasse mit dem Bein, der unter tragischen Umständen bei einem Angelunfall vor Rönninge umgekommen war.

Er hatte etwas Ernstes an sich, dieser Nilsson, besaß eine graue, flechtenähnliche Eigenschaft, die weniger verständnisvolle Seelen, beispielsweise Tapanen, als Trägheit definieren würden, und wie gerne Valdemar es auch getan hätte, auch er konnte sich nicht daran erinnern, dass Nilsson jemals etwas von sich gegeben hätte, was auch nur annähernd als Scherz aufzufassen gewesen wäre. Es war sogar schwer zu sagen, ob er während seiner nunmehr fast zehn Jahre bei Wrigmans Elektriska jemals gelacht hatte.

Dass ihm Nilsson so sympathisch war, sagte wohl auch einiges über Ante Valdemar Roos aus. Oder hatte etwas ausgesagt. Früher.

Dieses Bild von dem Spaziergang mit dem Vater hing ihm jedenfalls noch nach. Die hohen, geraden Kiefernstämme, Büschel von Preiselbeergestrüpp, die feuchten Senken mit Mädesüß und Heidegagelstrauch. Als er wieder an seinem Platz am Schreibtisch angekommen war und den Computer eingeschal-

tet hatte, war es ihm, als liefen ihm die Worte seines Vaters wie eine Tonschleife im Kopf herum. Immer und immer wieder ohne Unterbrechung.

Besser als jetzt wird das Leben nie mehr.

Niemals besser als jetzt.

Der Nachmittag verging im Zeichen des Trübsinns. Es war ein Freitag. Es war im August. Die Hundstage und der Sommer hingen noch in der Luft, die erste Arbeitswoche nach dem Urlaub war bald zu Ende, und die nahe Zukunft lag wie eine hoffnungslos falsch gelegte Eisenbahnschiene vor ihm ausge- rollt: ein Festessen mit dem Bruder seiner Ehefrau Alice und der Schwägerin in der Gemeinde Kymlinge.

Das war Tradition. Am Freitag nach dem zweiten Donnerstag im August aß man Krebse bei Hans-Erik und Helga Hummelberg. Nach allen Regeln der Kunst; man setzte sich kleine bunte Hütchen auf, trank mindestens sechs Sorten Bier und selbst angesetzten Kräuterschnaps und schlürfte die Krebse mit allem, was dazugehörte, in sich hinein. Normalerweise waren sie ein Dutzend, plus minus ein Paar, und Valdemar war in den letzten drei Jahren immer auf dem Sofa eingeschlafen.

Nicht aufgrund übermäßigen Genusses starker Getränke, eher aus Trübsinn. Zunächst nahm er an der Konversation teil, war schlagfertig, interessierte sich für allen möglichen esoterischen Blödsinn, so für ungefähr zwei, drei Stunden, doch dann ging ihm regelmäßig die Luft aus. Mit der Zeit fühlte er sich immer unwohler, wie ein Seehund in der Wüste. Ging für eine halbe Stunde auf die Toilette. Wenn es niemand bemerkte, gönnte er sich meistens noch eine halbe Stunde, saß dort auf einem fremden, braun lackierten Toilettensitz, die Hose und die Unterhose um die Waden schlackernd, und überlegte, was er wohl tun würde, wenn er eines Tage beschließen sollte, sein Leben in die eigenen Hände zu nehmen. Oder seine Ehefrau zu töten. Oder nach Katmandu zu fliehen. Er hatte gelernt,

die sogenannte Kindertoilette im Bereich der Teenager zu benutzen, die während des Festes ihrer Eltern sowieso nicht zu Hause waren, hier konnte er ungestört und ungeliebt in einer Wolke pessimistischer Überlegungen sitzen, solange er es wollte.

Aber es musste etwas falsch gelaufen sein, hatte er im letzten Jahr gedacht, etwas musste ernsthaft falsch gelaufen sein im Leben, wenn man ungefähr in seinem sechzigsten Lebensjahr keine besseren Lösungen fand, als zum Festessen zu gehen und sich dann auf der Toilette einzuschließen.

Was also tun?, dachte er, als die Arbeitswoche plötzlich vorbei war und er wieder hinterm Steuer saß. *Was tun?* Mit der Faust auf den Tisch schlagen? Den Widerstand erproben und freundlich, aber entschieden erklären, er denke gar nicht daran, mit zu Hans-Erik und Helga zu gehen?

Warum nicht? Warum nicht ganz einfach Alice erzählen, dass er ihren Bruder und seinen Anhang genauso wenig ausstehen könne wie Rapmusik, Blogs und Schlagzeilen, und dass er nicht im Traum daran denke, seinen Fuß noch einmal in diese quasiintellektuelle Saufgesellschaft zu setzen?

Während er die zweiundzwanzig Kilometer zurück nach Kymlinge fuhr, tauchten diese Fragen in dem öden Hohlraum seines Kopfes immer wieder auf. Er wusste, dass sie fiktiv waren, nicht real; es handelte sich nur um den üblichen feigen Protest, der mehr oder minder kontinuierlich in seinem Inneren herrschte. Fragen, Formulierungen und bissige Phrasen, die nie über seine blutleeren Lippen kamen und zu nichts anderem dienten, als ihn noch mutloser und übellauniger werden zu lassen.

Ich bin tot, dachte er, als er an dem neuen Coopzentrum draußen in Billundsberg vorbeifuhr. In allen wesentlichen Punkten gibt es weniger Leben in mir als in einem Blumentopf aus Plastik. Das ist nicht der Fehler der anderen, es liegt nur an mir.

Sieben Stunden später saß er tatsächlich auf der Toilette. Die Vorhersage war punktgenau eingetreten, mit dem kleinen Zusatz, dass er betrunken war. Aus reinem Ekel und in einem Versuch, einen Sinn im Dasein zu finden, hatte er vier Schnäpse getrunken, eine größere Menge Bier sowie zwei oder drei Glas Weißwein. Außerdem hatte er der ganzen Gesellschaft eine längere Geschichte über eine Hure aus Odense erzählt, aber als er zur Pointe kam, stellte sich leider heraus, dass er diese vergessen hatte. So etwas kommt in den besten Familien vor, aber die Frau eines neuen Paares – eine blondierte, großbusige Psychotherapeutin mit Wurzeln in Stora Tuna – hatte ihn mit einem professionellen Lächeln betrachtet, und er hatte gesehen, wie Alice die Zähne zusammenbiss, dass ihre Kiefer weiß wurden.

Er wusste nicht, wie lange er auf dem braunlackierten Ring gesessen hatte, aber die Uhr zeigte Viertel vor eins, und er nahm nicht an, dass er eingeschlafen war. Nach Ante Valdemar Roos' Erfahrung war es mehr oder weniger unmöglich, auf einem Toilettensitz einzuschlafen. Er spülte, kam auf die Füße und zog seine Kleidung zurecht. Er spritzte sich ein paar Mal kaltes Wasser ins Gesicht und versuchte, die spärlichen Strähnen, die hier und da auf seinem unebenen Kopf in einer Art Muster immer noch wuchsen, zu kämmen. Klaute einen Klecks Zahnpasta und gurgelte.

Anschließend trottete er vorsichtig aus der Toilette und steuerte das große Wohnzimmer an, wo sich spanische Gitarrenmusik mit lauten Stimmen und fröhlichem Gelächter vermischte. Sollte nicht noch ein anderer gegangen sein und sich versteckt haben, dann sind da jetzt elf Personen drinnen, dachte Valdemar, eine ganze Fußballmannschaft von Menschen jüngeren und mittleren gesetzten Alters, erfolgreich, schlagfertig und wohlverdient beschwipst.

Ein plötzliches Zögern überfiel ihn. Mit einem Mal fühlte er sich alt, als Versager auf ganzer Linie und nicht die Bohne

schlagfertig. Seine Ehefrau war elf Jahre jünger als er, all die anderen in der Bande waren zwischen vierzig und fünfzig, wobei man sich fragen konnte, ob die Psychotherapeutin vielleicht immer noch in den Dreißigern war. Was ihn betraf, so hatte er nur noch einige Monate bis zum sechzigsten Geburtstag vor sich.

Ich habe keinem einzigen von denen da etwas zu sagen, dachte er. Und keiner von denen da hat mir etwas zu erzählen.

Ich will nicht länger dabei sein, ich möchte höchstens eine Katze sein.

Er schaute sich im Flur um. Der war in Weiß und Aluminium gehalten. Es gab nicht ein einziges Teil hier, was ihn interessierte. Nicht das winzigste Ding, das er mitgenommen hätte, wenn er ein Einbrecher gewesen wäre. Es war einfach zu traurig.

Er drehte sich auf den Hacken um, schlich sich durch die Haustür nach draußen und trat in die kühle, klärende Nachtluft hinaus.

Niemals schlimmer als jetzt, dachte er.

Um halb eins am folgenden Tag saß Ante Valdemar Roos auf dem Sofa im Wohnzimmer und versuchte, die Zeitung zu lesen.

Was ihm nicht besonders glückte. Der Text flimmerte. Sein Kopf fühlte sich an wie etwas, das allzu lange im Backofen geblieben war. Um den Magen war es nicht viel besser bestellt, und irgendeine Art verirrter Huflattich wuchs an den Rändern seines Blickfelds.

Seine Ehefrau Alice hatte den ganzen Morgen kein Wort mit ihm gewechselt, aber die jüngste Tochter Wilma hatte – noch schnell, bevor sie mit ihrer Mutter durch die Tür verschwunden war – erklärt, dass sie für ein paar Stunden fort seien, um shoppen zu gehen. Sie war sechzehn, vielleicht tat er ihr ja ein wenig leid.

Die älteste Tochter Signe stand draußen auf dem Balkon und rauchte. Weder Wilma noch Signe waren Valdemars leibliche Kinder, sie gehörten zu dem Alice-Paket, als er sie vor elf Jahren geheiratet hatte. Damals waren sie fünf und neun gewesen. Inzwischen waren sie sechzehn und zwanzig. Das war ein gewisser Unterschied, wie Valdemar fand. Man konnte nicht gerade behaupten, dass es mit der Zeit einfacher geworden war. Es verging kaum ein Tag, ohne dass er eine höhere Macht, an die er eigentlich gar nicht glaubte, anflehte, dass Signe doch etwas finden würde, wozu sie Lust hätte und von zu Hause auszöge. Sie redete seit mindestens drei Jahren davon, aber bisher war noch nichts in die Tat umgesetzt worden.

Was ihn persönlich betraf, so hatte Ante Valdemar Roos ein leibliches Kind. Einen Sohn namens Greger, er war in einer verwirrten ersten Ehe mit einer Frau gezeugt worden, die Lisen hieß. Das war auch zu der damaligen Zeit kein besonders üblicher Name gewesen, und er war der Meinung, dass sie wahrscheinlich auch keine besonders übliche Frau war. Allgemein betrachtet nicht und auch zu keiner Zeit.

Inzwischen war sie tot. Sie war zwei Jahre vor der Jahrtausendwende bei einer Bergbesteigung im Himalaya ums Leben gekommen. Wenn er die Sache richtig verstand, hatte sie irgendeinen Gipfel genau an ihrem fünfzigsten Geburtstag erklimmen wollen.

Sie waren sieben Jahre lang verheiratet gewesen, als sie ihm beichtete, dass sie fast durchgehend einen anderen Mann neben ihm gehabt hatte, und sie ließen sich ohne größeres Trara scheiden. Greger hatte sie mitgenommen, als sie nach Berlin zog, aber Valdemar hatte immer Kontakt zu dem Jungen gehabt.

Nicht viel, aber immerhin. Schulferien und Urlaube... eine Gebirgswanderung und ein paar Reisen; eine verregnete Woche in Schottland unter anderem und vier Tage im Skara-Sommerland, einem Ferienpark. Inzwischen näherte sich Greger bereits dem gesetzten Alter und lebte in Maardam, wo er bei einer Bank arbeitete und mit einer dunkelhäutigen Frau aus Surinam zusammenlebte. Valdemar hatte sie noch nie getroffen, aber auf einem Foto gesehen, sie hatten zwei Kinder, und normalerweise schickte er alle drei oder vier Monate eine E-Mail an Greger. Das letzte Mal hatte er ihn bei Lisens Beerdigung auf einem zugigen Friedhof in Berlin gesehen. Seitdem waren zehn Jahre vergangen.

Signe kam vom Balkon.

»Wie geht es dir?«, fragte sie.

»Gut«, sagte Valdemar.

»Du siehst schlapp aus.«

»Wirklich?«

»Mama hat gesagt, dass es ein bisschen zu viel geworden ist gestern.«

»Ach was«, sagte Valdemar, und ihm fiel die Zeitung auf den Boden.

Sie setzte sich in den Sessel ihm gegenüber. Schob das Handtuch zurecht, das sie sich um das Haar gewickelt hatte. Sie trug ihren weiten gelben Bademantel, wahrscheinlich hatte sie vor ihrer ersten Morgenzigarette geduscht.

»Sie hat erzählt, dass du vom Krebsessen einfach verschwunden bist.«

»Verschwunden?«

»Ja.«

Er hob die Zeitung auf und spürte, wie es in den Schläfen pochte, als er sich vorbeugte. Die Huflattiche wuchsen immens.

»Ich... bin spazieren gegangen.«

»Den ganzen Weg von Kyrkbyn?«

»Ja, es war ein schöner Abend.«

Sie gähnte. »Ich habe gehört, wie du nach Hause gekommen bist.«

»Ach, wirklich?«

»Genau genommen nur zehn Minuten nach mir. Um halb fünf.«

Halb fünf?, dachte er, und eine Woge der Übelkeit durchspülte ihn. Unmöglich!

»Es dauert seine Zeit von Kyrkbyn«, sagte er. »Wie schon gesagt.«

»Ja, sicher«, erwiderte Signe grinsend. »Und dann warst du im Prince und hast ein paar Biere getrunken. Das hat sicher auch eine Weile gedauert.«

Er musste zugeben, dass das stimmte. Signe war so gut informiert wie immer. Er war an der Kneipe in der Drottninggatan vorbeigekommen, hatte gesehen, dass sie geöffnet hatte,

und war eingekehrt. Er wusste nicht, dass sie Prince hieß, aber plötzlich fiel ihm ein, dass er an einem glänzenden Bartresen gesessen und Bier getrunken hatte. Sich außerdem mit einer Frau unterhalten hatte, sie hatte dichtes rotes Haar gehabt, ein Palästinensertuch oder zumindest irgendeine Art von kariertem Stoff, und vielleicht hatte er sie auch auf ein Glas eingeladen. Oder zwei. Wenn er sich recht erinnerte, dann hatte sie einen Männernamen auf der Innenseite ihres Unterarms tätowiert gehabt. *Hans?* Nein. *Hugo*, das war es gewesen, oder? Ach, was soll's, dachte Ante Valdemar Roos.

»Cilla, meine Freundin, hat dich gesehen. Du warst etwas angesäuselt, hat sie gesagt.«

Er zog es vor, keinen Kommentar dazu abzugeben. Blätterte stattdessen in seiner Zeitung und tat so, als interessierte ihn das Gespräch nicht weiter. Als ginge es ihn gar nichts an.

»Sie hat auch gesagt, dass du fünfzehn Jahre älter warst als alle anderen in der Kneipe. Das Schätzchen, mit dem du dich unterhalten hast, kam um zwei.«

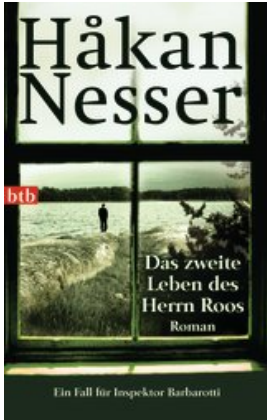
Er fand die Sportseiten und fing an, die Ergebnisse zu studieren. Signe blieb ein paar Sekunden lang schweigend sitzen und starrte auf ihre Fingernägel. Dann stand sie endlich auf.

»Mama ist etwas sauer, oder?«, bemerkte sie und verschwand in ihr Zimmer, ohne die Antwort abzuwarten.

So ist das Leben, dachte Ante Valdemar Roos und schloss die Augen.

In den frühen Nachmittagsstunden gönnte er sich ein Nickerchen, und als er gegen vier Uhr aufwachte, stellte er zu seiner Verwunderung fest, dass er allein zu Hause war. Wo Wilma und Signe sich aufhielten, das stand in den Sternen, aber Alice hatte einen Zettel auf dem Küchentisch hinterlassen.

Bin bei Olga. Wird wohl spät werden. A



Håkan Nesser

Das zweite Leben des Herrn Roos

Roman

Ein Fall für Inspektor Barbarotti

Taschenbuch, Broschur, 528 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74243-1

btb

Erscheinungstermin: Juli 2011

Ante Valdemar Roos, 59 Jahre alt, ist der Prototyp des Langweilers: grau, unauffällig, in zweiter Ehe mit Alice verheiratet, seit mehr als zwanzig Jahren als Ingenieur in einer Firma beschäftigt, die mittlerweile nur noch Thermoskannen herstellt. Roos ist unzufrieden mit sich, dem Leben, seiner Ehe – bis eines Tages ein kleines Wunder geschieht. Er gewinnt im Toto. Doch anstatt seine Freude groß hinauszuposaunen, beginnt er ein Doppelleben in einem abgelegenen Häuschen im Wald. Schon bald wird die Idylle gestört – und Inspektor Barbarotti hat einen Mordfall zu klären ...



[Der Titel im Katalog](#)